

Redetext:

**Die Kraft der vielen Stimmen.**

**Kein Pluralismus ohne die Freiheit zur Erinnerung**

---

Sibylle Thelen

Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg

Berlin, 24. April 2013

Eure Eminenz Erzbischof Karekin Bekdjian

Eure Exzellenz Herr Botschafter Armen Martirosyan

Sehr verehrte Frau Pröpstin von Kirchbach

Sehr verehrter Herr Bischofsvikar Dr. Fenski

Sehr verehrter Herr Özdemir

Sehr verehrter Herr Grigoryan

Sehr verehrter Herr Amill Gorgis

Sehr verehrte Frau Gövez

Verehrte Vertreter aus der Ökumene und den Gemeinden

Meine sehr geehrten Damen und Herren

für Ihre Einladung, an diesem besonderen Tag zu sprechen, möchte ich mich bei Ihnen bedanken. Der 24. April ist für die Armenier weltweit ein Tag der Trauer und des Gedenkens. Auch für diejenigen, die selbst keine Armenier sind, ist der 24. April ein Tag der Anteilnahme.

Die Opfer des Völkermords sollen nicht vergessen werden.

Männer, Frauen, Kinder, all jene, die bei den gezielten Massenvertreibungen im Osmanischen Reich vor bald hundert Jahren ermordet wurden –

all jene, die an Krankheiten verendeten –

all jene, die sich aus Verzweiflung selbst das Leben nahmen –

all jene, die an den katastrophalen Bedingungen, an Hunger, Durst und Überforderung zugrunde gingen –

wir wollen ihre Leiden in Erinnerung behalten –

und wir wollen dafür sorgen, dass diese Erinnerung nicht verblasst.

Es gibt keine Gräber, an denen sich trauern ließe. Auch dies gehört zu der großen Tragik des Geschehens.

Umso wichtiger ist ein Tag der Trauer, umso bedeutsamer ist dieser 24. April. Er setzt ein Zeichen der Menschlichkeit – auch wenn er Unmenschliches nicht ungeschehen machen kann.

Dieser Gedenktag ist noch mehr. Er ist auch ein Tag der Aufklärung und ein Tag der späten Aufarbeitung. Der 24. April, an dem vor jetzt genau 98 Jahren die Deportationen der Armenier in Konstantinopel begannen, ist ein Jahrestag, den viele Menschen in diesem Land, hier, in Deutschland, nicht kennen. Ich möchte mit einer nüchtern, aber nicht vorwurfsvoll formulierten Erwartung hinzufügen: Es ist ein Tag, den viele Menschen hier NOCH nicht kennen. Denn die allgemeine Wahrnehmung der Geschehnisse im Osmanischen Reich wandelt sich. Genau genommen verhält es sich inzwischen so: Mit jedem Jahr, das verstreicht, rückt die Erinnerung an 1915 immer näher und näher – auch in Deutschland. Und ein bisschen auch in der Türkei.

Bis zum Jahr 2015 ist es nicht mehr weit. Wir wissen, dass solche Jahrestage ihre eigene Wirkung entfalten können.

Wir wissen, dass Erinnerungskultur nichts Statisches ist, sondern ein Prozess.

Und wir wissen auch, dass dies in der globalisierten Welt grenzübergreifend gilt.

So gesehen lässt sich das Gedenken am 24. April als universales Zeichen der Menschlichkeit verstehen.

Es ist mir ein Anliegen, dass in unserer Gesellschaft das Wissen um den Völkermord an den Armeniern im Osmanischen Reich 1915 wächst. Und es ist mir zugleich ein Anliegen, dass der Genozid in Zeiten des Ersten Weltkrieges als das anerkannt wird, was er ist:

Er ist und bleibt ein Verbrechen an Menschen.

Er ist und bleibt Ursache für seelisches Leid, für Verlust, Entwurzelung und Isolation.

Er ist und bleibt eine Bürde für die Kinder und Kindeskinde der Überlebenden, die bis heute daran tragen, dass andere die Vergangenheit vergessen, verdrängt und verleugnet haben. Und dies noch immer tun. Als sei nichts geschehen. Oder zumindest als sei etwas anderes geschehen – eine Umsiedlung oder einfach eine Kriegsfolge, die sich nicht vermeiden ließ, weil in diesem Krieg alles ganz furchtbar war.

Die letzte Eskalationsstufe eines Völkermords ist sein Verschweigen. Erst das Verschweigen vollendet die Vernichtung. Diese Systematik gilt es zu durchbrechen.

Wer am 24. April vom Beginn der Deportationen spricht, wer somit von den Vorboten der gewaltsamen Massenvertreibung spricht, die in Radikalisierung und Verhängnis mündeten – wer das tut, der bricht dieses Schweigen. Es gibt unterschiedliche Gründe, das zu tun: Weil man vom Schicksal selbst betroffen ist – weil man nämlich zu den Nachfahren der Opfer und Überlebenden zählt. Oder weil man mitempfindet mit den Betroffenen – weil man um das Leid weiß, das die Nachfahren der Opfer und Überlebenden bis heute begleitet. Es gibt aber noch einen weiteren Grund, das Schweigen gerade an diesem Tag zu brechen: Der 24. April ist ein Gedenktag, der all diejenigen bewegt, die von der verwandelnden, der transformierenden Kraft der Erinnerung überzeugt sind – weil ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit wie der Völkermord an den Armeniern nur in einer gemeinsam geteilten Erinnerung aufgehoben werden kann. Die verwandelnde, die transformierende Kraft der Erinnerung setzt voraus, dass sich betroffene Gesellschaften mit den dunklen Kapiteln ihrer Vergangenheit befassen. Im Zentrum einer solchen Rückschau steht nicht die nationale Selbstüberhöhung. Im Zentrum steht vielmehr die kritische Selbstreflexion einer aktiven, freiheitlich-demokratischen Zivilgesellschaft.

Es handelt sich um einen Lernprozess, der Menschen verbinden kann. Mehr noch, der Lernprozess wird zum Bestandteil der Identität, zur Grundlage des politischen Selbstverständnisses. Aleida Assmann, die viele kluge Bücher über Erinnerungskultur geschrieben hat, formuliert diesen Lernprozess mit folgenden Worten:

„An die Stelle von Stolz und Scham tritt dabei ein Interesse an historischer Wahrheit zusammen mit einem Gefühl für Schuld – und die Bereitschaft der Übernahme von Verantwortung für Verbrechen, die im Namen des eigenen Staates geschehen sind. Hinter diesem Willen zur Aufklärung steht der Wunsch nach einem Bruch in der Geschichte und einem Wandel der Identität. Im Mittelpunkt steht die Überzeugung: wir können nicht einfach so weitermachen als sei nichts geschehen. Wo Menschheitsverbrechen geschehen sind, wird Kontinuität zu einem schweren Problem. An die Stelle tritt das Bedürfnis, sich von der negativen Vergangenheit zu distanzieren und zu befreien. Dafür gibt es in der Politik ein immer öfter eingesetztes Mittel: Es heißt Erinnerung.“

Ich möchte dem Zitat etwas hinzufügen: Dieses Mittel namens Erinnerung kann nicht vom Staat alleine vorgegeben werden – es geht hier gerade NICHT um Herrschaftsgeschichte, deren Deutungshoheit beim Machthaber liegt. Die Geschichtsschreibung hat sich längst von der heroischen Herrschaftsgeschichte hin zur kritischen Geschichtsschreibung weiterentwickelt. Und auch diese kritische Geschichtsschreibung ist nicht das Ende der Entwicklung. Die Geschichtsschreibung ist seit einigen Jahrzehnten durch den Auftritt des Zeitzeugen erweitert worden. Man kann diesen Auftritt auch als Selbstermächtigung des Individuums betrachten. Einzelne Akteure und Gruppen fordern das Recht auf ihre Geschichte ein.

Deshalb möchte ich dem Zitat von Aleida Assmann hinzufügen:

Dieses Mittel namens Erinnerung lebt von der Teilhabe und von dem Mitgestalten vieler: der Politik, der Wissenschaft, der Literaten und Künstler, aber auch der Bürgerinnen und Bürger. Sie alle gemeinsam sorgen dafür, dass Erinnerung nichts Statisches ist, sondern ein Prozess – ein gemeinsamer Lernprozess.

Auch das kann eine Botschaft sein am 24. April. Eine hoffnungsvolle Botschaft: Ein solcher gemeinsamer Lernprozess wäre auch ein Gewinn für Armenier, Türken und Deutsche, ein Gewinn für Europa. Aus diesem Grund habe ich für meinen Vortrag den Titel gewählt: „Die Kraft der vielen Stimmen: kein Pluralismus ohne die Freiheit zur Erinnerung“.

Dies gilt ERSTENS in der Zivilgesellschaft.

Dies gilt ZWEITENS in der Einwanderungsgesellschaft.

Und dies gilt DRITTENS in einem Europa, das nur dann eine tragfähige gemeinsame Identität erlangen kann, wenn die wechselseitige Anerkennung strittiger Erinnerungen endlich genauso wichtig ist wie Vereinbarungen zu Rettungsschirmen und dergleichen es heute schon sind.

Der spanische Schriftsteller Jorge Semprun, der von 1943 bis 1945 im nationalsozialistischen Konzentrationslager Buchenwald inhaftiert war, fasst diesen Zusammenhang in ein eingängiges Wort: „Europa kann nur gelingen, wenn wir unsere Erinnerungen miteinander geteilt und vereinigt haben.“

Die Armenier sind lange Zeit sehr allein gewesen mit ihren Erinnerungen.

Es gab wenige, die die Erinnerungen teilen wollten. Und noch weniger waren diejenigen, die die Erinnerungen mit ihren eigenen Erinnerungen vereinigen wollten. Hinzu kam ein uferloses Meer an Unwissen.

Der Nachholbedarf ist groß. Sie alle, meine sehr geehrten Damen und Herren, wissen das viel besser als ich, denn zwei, drei oder auch vier Generationen Ihrer Familien haben die offene oder auch latente, unausgesprochene Verweigerung und Unwissenheit des Umfelds selbst erlebt. Dennoch, die Dinge sind heute in Bewegung, teils unterschwellig, teils unübersehbar an der Oberfläche. Die Wahrnehmung der sogenannten armenischen Frage wächst – zum einen in der türkischen Zivilgesellschaft, zum anderen in der deutschen Einwanderungsgesellschaft. Diese Veränderung lässt sich durchaus in einem Zusammenhang sehen. Migration und Globalisierung wirken sich aus. Transnationale Lebensläufe spielen eine Rolle. Die modernen Möglichkeiten der Kommunikation kommen hinzu – wir alle erinnern uns an den 19. Januar 2007, an dem Hrant Dink in Istanbul auf offener Straße ermordet wurde. Zehntausende aus aller Welt klickten sich schon wenige Stunden später die Nachrichtenfürme im Internet an: Die Bilder zeigten verstörte Istanbuler, die auf die notdürftig abgedeckte Leiche blickten. Es war ein welt-öffentliches Verbrechen.

Zunächst mein Blick in die Türkei. Dort mögen im Moment andere Themen im Vordergrund stehen. Beispielsweise die Kurdenproblematik im eigenen Land. Oder beispielsweise die Situation im bürgerkriegsgeschüttelten Nachbarland Syrien. Oder auch die diversen Prozesse gegen Autoren und Journalisten. Doch alle Aktualitäten können die sogenannte Armenierfrage nicht mehr beseitigen. Sie ist da, allgegenwärtig. Ebenso da sind die nagenden Zweifel mit ansteckender, um sich greifender Wirkung.

- Bürger erzählen ihren Familiengeschichte: Sie erinnern an ihre armenischen, einst türkisierten und muslimisierten Großmütter.
- Wissenschaftler vernetzen sich mit Forschern im Ausland: Sie importieren neue Fragestellungen, mit denen sie die offizielle Geschichtsschreibung gegen den Strich bürsten.
- Künstler loten das Dunkel der Vergangenheit aus
- Orhan Pamuk, der in seinem Bestseller „Schnee“ die leeren, verfallenen Häuser der Armenier in Kars wie Zeitzeugen sprechen lässt.
- Elif Shafak, die ihre Figuren in ihrem Roman „Der Bastard von Istanbul“ in eine unverbrämt freimütige Diskussion über den Völkermord verstrickt.

- Oder jetzt, noch eher neu, Zülfü Livaneli, der in seinem jüngsten Buch „Serenade für Nadja“ mit der Kraft der vielen Stimmen erzählt.

Bleiben wir kurz bei diesem Roman.

Die Protagonistin ist eine 38-jährige Türkin. Sie arbeitet an der Istanbuler Universität. Dort erhält sie die Aufgabe, einen sehr alten Professor, der aus den USA anreist, zu betreuen. Der Gast, ein gebürtiger Deutscher, konfrontiert unsere Heldin mit der nationalsozialistischen Judenvernichtung. Durch ihn erfährt sie von der tragischen Geschichte des Schiffs „Struma“ im Jahr 1941/42. Seine mehr als 700 jüdischen Passagiere ertranken im Schwarzen Meer, weil die internationale Staatengemeinschaft jede Hilfe verweigerte, auch die Türkei. Die Flüchtlinge durften in Istanbul nicht an Land – keine Hilfe nirgendwo.

Diese Geschichte schockiert unsere Heldin. Sie beginnt, Fragen an die Vergangenheit zu stellen. Und: Sie findet den Mut, sich mit der eigenen Familiengeschichte auseinanderzusetzen – dabei riskiert sie auch den Konflikt mit dem türkisch-national gesinnten Bruder, einem hochrangigen Militär.

Was für eine Familiengeschichte entdeckt unsere Heldin?

Die eine Großmutter war Krimtatarin, die nur zufällig die Instrumentalisierung ihres Volks durch die Sowjets, durch die Nazis und dann durch die Türken überlebte. Und die andere Großmutter war Armenierin, die 1915 wie viele andere Mädchen und junge Frauen türkisiert und muslimisiert irgendwo in Anatolien überleben konnte.

Heute beginnt man zu wissen, unter welchen unterschiedlichen Bedingungen dies möglich war – mal geborgen, mal ausgebeutet oder gar versklavt.

Zülfü Livanelis Roman hat sich in kurzer Zeit 250.000 Mal verkauft. Ein türkischer Bestseller. Es ist der Stoff, aus dem man Filme macht. Und er ist noch mehr: Der Roman „Serenade für Nadja“ diskutiert auf eingängige, beiläufige und doch nachhaltige, weil so verständliche Weise die unterschiedlichen Geschichtsbilder.

Die Protagonistin muss die selbstkritische Reflexion bewältigen. Sie durchläuft einen schmerzlichen Prozess. Sie verliert dabei so einiges, beispielsweise ihre Stelle an der staatlichen Universität.

Aber sie gewinnt Entscheidendes hinzu: kreative Kraft, echte Liebe, innere Freiheit – selbstbewusste Unabhängigkeit. Am Ende weiß sie, wie befangen und unfrei sie die vielen Vorgaben der Bestimmer um sie herum gemacht haben.

Die Heldin des Schriftstellers versinnbildlicht die türkische Zivilgesellschaft. Sie mag klein sein, aber auch diese weiß: Die Tabuisierung der Geschichte macht befangen und unfrei. Sie behindert die Entfaltung der türkischen Demokratie. Eine Türkei, die ihre Vergangenheit kritisch bearbeitet, rückt meiner Meinung nach von allein an ein freiheitliches pluralistisches Europa heran.

Eine Türkei,  
die sich nicht unter dem Schatten der Vergangenheit wegduckt,  
die den selbst auferlegten Zwang der Verdrängung abschüttelt,  
eine solche Türkei erweitert ihren Spielraum grundsätzlich. Der Pluralismus der Erinnerung stärkt die Demokratie von innen. Die Aufarbeitung der Vergangenheit verleiht ihrem Handeln eine innere Substanz.

Doch nun mein Blick nach Deutschland.

Dort hat man im Jahr 2005 diese Veränderungen in der Türkei und die damit verbundenen Hoffnungen aufgegriffen. Am 21. April anlässlich des 90. Jahrestags des 24. April 1915 diskutierte der Bundestag seine Resolution zum Völkermord an den Armeniern, freilich ohne ihn als solchen zu benennen. Darauf wurde bewusst verzichtet, wie ein Redner, der CDU-Politiker Christoph Bergner aus Sachsen-Anhalt, erklärte:

„Dieser Verzicht geschah nicht, weil wir die Ereignisse, deren wir gedenken, verharmlosen oder beschönigen wollten; dafür besteht kein Anlass.

Wir möchten etwas anderes verdeutlichen. Es geht uns ausdrücklich nicht darum, die türkische Republik oder gar ihre Bevölkerung auf die Anklagebank zu setzen. Unser Antrag ist vielmehr der Versuch, die Rechtsnachfolger des Osmanischen Reichs in das einzubeziehen, was man mit Blick auf die Konflikte, Verwüstungen und Verbrechen des 20. Jahrhunderts in Europa ‚europäische Erinnerungskultur‘ nennen könnte – eine Erinnerungskultur, die wir in diesen Wochen um den 60. Jahrestag des Endes des Zweiten

Weltkrieges in besonderer Weise erleben. Diese Erinnerungskultur wurde Grundlage einer Aussöhnung, die die Gemeinschaft europäischer Staaten erst möglich gemacht hat.“

Soweit das Zitat. Es wurde damals, im Jahr 2005, noch eine zweite Resolution im Bundestag verabschiedet. Dieses Papier verweist nicht nur auf die Verstrickungen des Deutschen Reichs, dem Bündnispartner des Osmanischen Reichs in Zeiten des Ersten Weltkriegs – man weiß ja, dass Berlin damals ziemlich genau Kenntnis hatte von den Vorgängen in Anatolien – und nichts Grundlegende unternahm, was den Menschen geholfen hätte.

Vor allem aber gibt diese zweite Resolution interessante Anstöße zum Handeln in der heutigen Zeit.

So sei, heißt es dort, Deutschland in der Pflicht, sich der Verantwortung zu stellen: „Dazu gehört, Türken und Armenier dabei zu unterstützen, über die Gräben der Vergangenheit hinweg nach Wegen der Versöhnung und Verständigung zu suchen.“ Und weiter heißt es dort: „Gerade angesichts der großen Anzahl der in Deutschland lebenden Muslime aus der Türkei ist es eine wichtige Aufgabe, sich die Geschichte zu vergegenwärtigen und dadurch auch zur Aussöhnung beizutragen.“ Und noch weiter heißt es dort: Auch die Bildungspolitik könne dazu beitragen, „dass die Aufarbeitung der Vertreibung und Vernichtung der Armenier als Teil der Aufarbeitung der Geschichte ethnischer Konflikte im 20. Jahrhundert auch in Deutschland erfolgt.“

Es wäre schön, ließe sich jetzt im selben Atemzug von den greifbaren Erfolgen dieser Vorschläge berichten. Immerhin – in ein paar Schulbüchern für den Geschichtsunterricht taucht das Kapitel 1915 inzwischen ausführlicher auf. Dennoch wandeln sich die Dinge – stehen die Zeichen auf Wahrnehmung.

Und dies hat damit zu tun, dass natürlich auch in einer heterogenen Einwanderungsgesellschaft über Geschichte und über Geschichtsbilder gesprochen wird – und dass dies Veränderungen zur Folge hat. Diese Veränderungen funktionieren nach dem System der kommunizierenden Röhren.

Der Austausch fließt in beide Richtungen. An diesem beidseitigen, im Grunde sogar vielfachseitigen Austausch sind die sogenannte Mehrheitsgesellschaft und die Zuwanderungsgemeinschaften beteiligt – also die Deutschen, aber auch die Armenier, auch die Türken, auch andere.



Die Einwanderungsgesellschaft erfordert ein neues Nachdenken über Narrative.  
Eindimensional nationale Sichtweisen werden ergänzt, vielleicht sogar in Frage gestellt.

Was bedeutet das?

Zum einen gilt: Wenn die Geschichtsbilder einer Gesellschaft für alle ihre Mitglieder verständlich und anschlussfähig sein sollen, dann müssen diese Bilder auch Migration einbeziehen. Das heißt: die deutsche Mehrheitsgesellschaft lernt hinzu, dass nicht nur die Auswanderung zu ihrer Geschichte gehört, sondern auch die Einwanderung. Migration ist eine Konstante in der Menschheitsgeschichte.

Wer den Blick dafür geschärft hat, der beginnt aber auch, nach den Gründen für die Wanderungsbewegungen zu fragen. Die Gründe sind sehr unterschiedlich: politischer Zwang, wirtschaftliche Not, aber auch Abenteuerlust, Neugierde – und immer wieder Krieg, Flucht und Vertreibung...in der Gegenwart und in der Vergangenheit: im Zuge der Balkankriege, im Ersten Weltkrieg, im Zweiten Weltkrieg bis in unsere Zeit.

Zum anderen gilt: Geschichtsbilder prägen Identitäten, besonders nationale Identitäten. In der Bundesrepublik hat sich in einem mühsamen, kontroversen Prozess der Erinnerungskonflikte eine Erinnerungskultur als Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft der Nachkommen von Tätern, Mitläufern und Opfern gebildet. Nun geht es um die Frage, wie sich Einwanderer an dieser kollektiven Erinnerung beteiligen können. Was stehen sie zu dieser kollektiven Erinnerung, die eine negative Erinnerung ist, aber dann doch zugleich eine Erinnerung, die gewissermaßen ex negativo die Fundamente unserer Demokratie heute gelegt hat?

Um Geschichtsvermittlung nicht zu einer Ausschlussveranstaltung zu machen, benötigen wir eine interkulturelle Geschichtsarbeit. Wir benötigen einen multiperspektivischen Zugang zu Geschichte und Gegenwart. Wir benötigen das im Sinne von Teilhabe und Einbezug aller.

Dazu gehört auch, dass man sich in der Mehrheitsgesellschaft und auch in den unterschiedlichen Zuwanderungsgemeinschaften mit den historischen Erfahrungen jeweils anderer Zuwanderungsgemeinschaften auseinandersetzt.

Ohne die Bereitschaft, hinzuzulernen,  
ohne die Bereitschaft zur Komplexitätssteigerung,

und auch ohne die Bereitschaft, vertraute Deutungen zu hinterfragen, wird das nicht gehen.

Das sind große Aufgaben für die historisch-politische Bildung. An dieser Stelle möchte ich Erfahrungen aus der bürgerschaftlich geleisteten Gedenkstättenarbeit in Baden-Württemberg einflechten. Als Fachreferentin bei der Landeszentrale für politische Bildung ist es meine Aufgabe, die Arbeit der Ehrenamtlichen an etwa 80 Gedenkstätten im ganzen Land zu unterstützen – deshalb kann ich aus eigener Anschauung berichten, wie sich die historisch-politische Bildung langsam langsam erweitert. Dabei werde ich übrigens auch immer wieder mit einem unübersehbaren Interesse am Völkermord an den Armeniern konfrontiert.

An vielen dieser Orte stellt man sich die Frage, wie die Vermittlungsarbeit in der heterogenen Einwanderungsgesellschaft zu gestalten ist. Es gibt erste Projekte, aber auch schon erste Erfahrungen.

Eines dieser Projekte an einer KZ Gedenkstätte in Ulm hat den Titel „Was geht mich eure Geschichte an“. Es richtet sich an Ulmer Hauptschüler. Etwa 80 Prozent von ihnen haben einen sogenannten Migrationshintergrund. Und was ist bei dem Projekt geschehen? Die Jugendlichen haben begonnen, die Familiengeschichten zu untersuchen, diese untereinander zu diskutieren, abzugleichen und in die historische Entwicklung einzuordnen.

Ein anderes Projekt hat eine Schule in Freiburg verwirklicht, die in der NS-Zeit zur Zwangsschule für jüdische Kinder umfunktioniert worden war. Die Schüler stammen aus mehr als 50 Ländern. Gemeinsam mit ihren Eltern haben sie eine Ausstellung erarbeitet, die die Vielfalt thematisiert – und auch hier die Familiengeschichten in Bezug zur historischen Entwicklung setzt. Viele Familien haben Krieg, Vertreibung, Diskriminierung erlebt. Der Austausch schärft den Blick für das Leid anderer. Viele der Beteiligten haben erstmals mit anderen über diese Geschichten gesprochen.

Es geht darum, die Erinnerung zu teilen.

„Europa kann nur gelingen, wenn wir unsere Erinnerungen miteinander geteilt und vereinigt haben.“ So zitierte ich eingangs den spanischen Schriftsteller und KZ-Überlebenden Jorge Semprun.

Dieser Satz lässt sich meiner Meinung nach auf die Einwanderungsgesellschaft übertragen.

Europa – oder sagen wir: Gemeinschaft in einer Gesellschaft in Europa – kann nur gelingen, wenn wir unsere Erinnerungen miteinander geteilt und vereinigt haben.

In diesen Prozess eingebettet ist auch die Auseinandersetzung mit dem Völkermord an den Armeniern.

Ich will zum Schluss noch einmal an meinen Anfang zurückkommen:

der 24. April ist ein Tag der Trauer.

Er ist ein Tag der Anteilnahme.

Und er ist auch ein Tag der Aufklärung und Aufarbeitung.

2015 steht vor der Tür. Im nächsten Jahr wird in Deutschland, wird in Europa auf den Beginn des Ersten Weltkrieges im Jahr 1914 zurückgeblickt werden. Auch die Wahrnehmung dieses Krieges hat sich stark gewandelt.

Zunächst, nach 1945, stand er im Schatten des Zweiten Weltkriegs und der schleppenden Wahrnehmung des Holocausts.

In der Geschichtsschreibung wurde zunächst die Frage nach der Schuld am Ersten Weltkrieg verhandelt. Dann wurde der Krieg vorrangig unter politischen und militärisch-strategischen Gesichtspunkten untersucht: wie entwickelten sich die großen Schlachten, wie und wo fand das große, millionenfache Sterben statt?

Inzwischen stehen kultur- und sozialgeschichtliche Fragen im Vordergrund der Auseinandersetzung. Hunger, Not und Elend an der Heimatfront. Traumatisierung einer ganzen Generation. Zerstörung der Jugend.

Der Erste Weltkrieg gilt heute als die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts.

Im nächsten Jahr, im Jahr 2014 wird von einst verfeindeten Ländern gemeinsam auf den Ersten Weltkrieg zurückgeblickt werden – so beispielsweise von Deutschen und Franzosen am Oberrhein, wo jahrelang die Front verlief und sich beide Völker als Feinde gegenüber standen.

Auf 2014 folgt 2015. Und auch dieses Jahr wird uns Erkenntnisse bringen – im Rückblick auf den Völkermord an den Armeniern vor hundert Jahren. Mit jedem Jahr, das verstreicht, rückt die Erinnerung an 1915 immer näher und näher. Das geschieht am Ende – im Freud'schen Sinne – doch unausweichlich.

Der Literaturnobelpreisträger Orhan Pamuk formulierte diese Erkenntnis poetisch knapp so:  
Die Vergangenheit ändert sich mit der Gegenwart.

In der Auseinandersetzung mit der Geschichte finden Leid, Schuld und Verantwortung ihren Platz im kollektiven Gedächtnis. Das ist gut so.

Bei all diesen Hoffnungen, die ich hege, möchte ich doch eines zum Schluss noch einmal ausdrücklich betonen:

Der 24. April ist und bleibt aber vor allem ein Tag der Trauer.

Trauer um die Toten.

Und Trauer auch deshalb, weil die Überlebenden und ihre unmittelbaren Nachkommen diesen Wandel nicht mehr selbst erleben konnten.

Für sie alle kommen Aufklärung und Aufarbeitung zu spät.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit